



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schlösser, Rudolf: Gobineaus Lebensbild

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gobineaus Lebensbild

Von Professor Dr. Rudolf Schlösser



or kaum viel mehr als zwanzig Jahren konnte man die Zahl derer, die in Deutschland mit dem Namen des Grafen Gobineau eine bestimmtere Vorstellung verbanden, noch ohne besondere Schwierigkeiten übersehen. Eine Handvoll überlebender persönlicher Freunde des eigenartigen und vielseitigen Mannes, ein paar Orientalisten, eine etwas stärkere Gruppe von solchen, die dem starken Hinweis Richard Wagners auf den französischen Edelmann gefolgt waren — das war so ziemlich alles. Heute, ein Jahrhundert nach Gobineaus Geburt, ist es um seinen Ruhm und sein Ansehen wesentlich anders bestellt. Mehr und mehr hat sich herausgestellt, daß das große Rassenbuch zu den seltenen Werken gehört, die selbst den, der ihre Schwächen klar durchschaut und über ihre sterblichen Seiten völlig mit sich im reinen ist, ja sogar den eigentlichen Gegner nicht mehr loslassen, und dementsprechend spielen seine Nachwirkungen in unserem geistigen Leben eine beträchtliche Rolle. Noch stärker aber hat Gobineaus künstlerische Hauptleistung, die Renaissance, eingeschlagen: mit dem Augenblick, wo die Werke ihres Verfassers für den Buchhandel „frei“ wurden, haben sich der vorzüglichen Verdeutschung Schemanns nicht weniger als vier weitere Übersetzungen angeschlossen und es ist sicher nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Gesamtverbreitung in deutscher Sprache auf einhundertundzwanzigtausend bis einhundertundfünfzigtausend Exemplare anschlägt. Auch die Novellistik Gobineaus gewinnt mehr und mehr an Boden, seine Alexander-Tragödie hat sich ihren Weg in den Lehrplan unserer Schulen gebahnt, an allerlei Übersetzungen und an gewichtigen, von deutscher Seite ausgegangenen Nachlaß-Veröffentlichungen ist kein Mangel. Langsam und widerstrebend hat auch Frankreich nachfolgen müssen: die Auflagen der Renaissance haben allmählich zugenommen, der Neudruck des Werkes über „Religion und Philosophie in Zentralasien“ ist schnell vergriffen worden, der zweiten Auflage der „Asiatischen Novellen“ von 1913, welche von der ersten durch volle siebenunddreißig Jahre getrennt war, ist die dritte auf dem Fuße gefolgt, und selbst das umfangliche Buch, mit dem Ernest Scillière 1903 Gobineau zu Leibe gerückt ist, bekundet wider Willen des Verfassers gerade durch seine Gründlichkeit laut die Bedeutung des Befehdeten. Leider nur steht zu befürchten, daß nach dem Kriege das eisige Lotschweigen des allzu germanischen Franzosen in seiner Heimat wieder losgehen wird.

Merkwürdig ist, daß das Verdienst der glänzenden Rettung von Gobineaus Andenken im wesentlichen einem einzigen Manne, Ludwig Schemann, zukommt, wobei es wahrlich nicht für dessen letzten Ruhmestitel gelten darf, daß er sich im Unterschied von manchen anderen Aposteln im Laufe der Jahre zu einer immer klareren und kritischeren Würdigung seines Selben durchgerungen hat. Und war er schon dadurch zum Biographen Gobineaus förmlich vorbestimmt, so nicht minder in seiner Eigenschaft als Verwalter des ihm zu treuen Händen übergebenen und durch seine unablässigen Bemühungen reichlich vermehrten Nachlasses, der heute einen unschätzbaren Bestandteil der Kaiserlichen Bibliothek zu Straßburg bildet; wozu noch kommt, daß er aus dem Quell mündlicher Überlieferung in einem Maße schöpfen konnte, wie das nie mehr jemandem vergönnt sein wird.

Wird dadurch dem großen Gobineau-Werk Schemanns*) geradezu ein Dauerwert ungewöhnlicher Art gesichert, so hat der Verfasser doch auch in allem übrigen ehrlich und kräftig seinen Mann gestellt. Der Überfülle des Materials, die sich aus Gobineaus erstaunlicher Vielseitigkeit und unheimlicher Arbeitskraft erklärt, hat er glücklich dadurch gewehrt, daß er Urkundliches, Textproben, notwendige Einzeluntersuchungen entschlossen auf die Ergänzungsbände abgeschoben hat. Größere Schwierigkeiten bot die Frage nach der Behandlung der Werke: hier lag gänzlich Unbekanntes oder Verschollenes mit Weiterbreitenem oder doch einigermaßen Bekanntem so bunt durcheinander, daß eine gleichmäßige Würdigung streckenweise zu einem bloßen Reden in die Luft geführt haben würde und kaum ein anderer Ausweg übrig blieb, als dem Neuen oder Vergessenen eine ausgiebigere Würdigung zuteil werden zu lassen. Gewiß hat das zur Folge gehabt, daß die Darstellung des Schriftstellers Gobineau die reinen und klaren Verhältnisse des eigentlich Biographischen vermissen läßt, nichtsdestoweniger ist aber hier wirklich einmal aus der Not eine Tugend geworden, indem die neuen Belehrungen so ungemein reichhaltig und förderlich sind, daß der Leser darüber alle Bedenken vergißt, selbst dort, wo sich bei minder schwerwiegenden Werken der Bericht vielleicht einmal den Grenzen des Katalogartigen nähert. Daß es sich dabei um alles andere als eine darstellerische Schwäche Schemanns handelt, davon kann sich jeder überzeugen, der etwa der eindringlichen Würdigung des Renaissancewerkes oder ähnlichem auch nur die leiseste Aufmerksamkeit widmet.

Verhältnismäßig am meisten des Neuen und Unerwarteten bietet das erste Viertel des Werkes. Zum erstenmal taucht hier die unerquidliche Gestalt der Mutter auf, die mit ihrem starken Liebesbedürfnis dem ernststen und ehrenhaften Vater schwer zu schaffen macht und schließlich, nach jahrelanger wilder Ehe mit

*) Gobineau „Eine Biographie“, Bd. I, Straßburg 1913; Bd. II, 1916. Dazu als Ergänzung „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus“, Bd. I, 1914; der zweite Band soll nach dem Kriege folgen.

dem Lehrer ihrer Kinder, im Dunkel verschwindet. Der junge Aristokrat eröffnet, vor dem Tode des Erbkonigs (1855) ein armer Teufel, seine Laufbahn bei einer Gasgesellschaft und arbeitet ein paar Jahre als Hilfsarbeiter für Sprachen bei der Post. Seine Sporen als Politiker verdient er sich alsdann als eifriger Mitarbeiter royalistischer Zeitungen und Zeitschriften, kaum minder lebhaft ist aber die Tätigkeit des früh erwachten Dichters „unter dem Strich“ der Blätter: der Roman „Die Abtei von Typhaines“, von Schemann mit gutem Fug als Gobineaus geschlossenes Werk gerühmt, gehört keineswegs in sein Erscheinungsjahr 1869, sondern hat bereits 1849 in der „Union“ gestanden und mehrere Vorläufer gehabt, von denen drei in den vierziger Jahren auch in Buchform hervorgetreten sind, Arbeiten mit manchen Schwächen, anscheinend aber auch allerlei Wertvollem. Epische Dichtungen der Frühzeit treten hinzu, und zu dem dramatischen Alexander gesellt sich ein halbverschollener gedruckter Don Juan. Manches davon hat Schemann schon in seinem Buch über Gobineaus Rassenwerk (Stuttgart 1910) gestreift, erst jetzt tritt es aber in bestimmteren Umrissen vor unseren Augen. Die Folgerungen, die sich aus alledem ergeben, sind beträchtlich. Die vierzehnjährige Vorbereitung Gobineaus auf sein Rassenbuch rückt endgültig ins Reich der Legende, seine Stellung zu Christentum und Katholizismus ist schon früh nicht viel mehr als bloßes Respektsverhältnis, sein Royalismus brüchig, da er sich nicht an Überlebtes und Ausichtsloses zu fetten vermag; in einem eigenen Organ, der „Revue provinciale“, bekennt er sich unzweideutig zu dem, was heute in Frankreich Regionalismus heißt und findet darüber den Weg zu seinem Germanismus, der sich in seiner ersten dichterischen Bekenntnisschöpfung, einem epischen Bruchstück „Manfredine“, ungeachtet die eigentliche Handlung im Neapel Masaniello spielt, mit großer Deutlichkeit ausspricht.

Weiterhin geht dann Altes und Neues glücklich Hand in Hand. Alexis de Tocqueville beruft als Minister des Auswärtigen 1849 mit erstaunlichem Scharfblick Gobineau zu seinem Rabinettchef und eröffnet ihm damit die diplomatische Laufbahn, Gobineaus Paktieren mit dem Kaisertum — von einem wirklichen Übergleiten kann kaum die Rede sein — erklärt sich unter den neuen Voraussetzungen ohne Schwierigkeit, der von dem Posten bei der Berner Gesandtschaft aus unternommene selbständige Abstecker nach Hannover bringt neue germanische Eindrücke, der Aufenthalt am Bundestag in Frankfurt seit 1854 führt den langjährigen Freundschaftsbund mit Bismarcks vielgeschmähtem Gegner Prokesch-Osten herauf, dem Schemann eine eingehende Würdigung zuteil werden läßt, ohne zu verkennen, daß Gobineaus Beurteilung der politischen Verhältnisse Deutschlands durch diesen vertrauten Umgang nicht gerade sicherer geworden ist. Verhältnismäßig kurz erledigt Schemann Gobineaus Rassenbuch, in Rücksicht darauf, daß er ihm bereits ein selbständiges Werk gewidmet hat und seine Bedeutung für Gobineaus Gesamtschaffen ohnedies eher zu stark als zu wenig hervorgehoben worden ist, sicher nicht ganz mit Unrecht. Für besonders förderlich

darf der Hinweis darauf gelten, wie Gobineau der Rassen- und Nationalgedanke aus der Freiheit Familiengedanke, Provinzgedanke und germanisches Bewußtsein erwächst.

Die beiden Aufenthalte Gobineaus in Persien, 1855 bis 1858 als Gesandtschaftssekretär, 1861 bis 1863 als selbständiger Vertreter Frankreichs, zeigen den reisenden Diplomaten in enger Fühlung mit dem Lieblingslande seiner Jugend, dem Orient. Treffend hebt Schemann bei dieser Gelegenheit die besonders glücklich entwickelten Zuschauer-talente Gobineaus hervor, die Unbefangtheit und Laune, mit der er sich den fremden Eindrücken hinzugeben und Land und Leute richtig zu nehmen weiß, den unermüdblichen Eifer, mit dem er in Zustände und Gedankenwelt seiner Umgebung einzudringen sucht. Den Ertrag seiner Bemühungen spiegelt das entzückende Reiseswerk „Drei Jahre in Asien“ (1859), das sich in seiner zweiten Hälfte bereits als Vorläufer des schwerwiegenden Buches über die zentralasiatischen Religionen und Philosophien (1865) darstellt, durch welches die westliche Welt zum erstenmal Näheres über die jüngste der persischen Religionen, den Bábismus, erfuhr und das ihr zugleich das ebenfalls auffallend jugendliche persische Theater vorstellte. Während Schemann hier mit seiner Anerkennung nicht zu kargen braucht, gibt er dagegen Gobineaus heiße Bemühungen um eine selbständige Lesung und Deutung der Reiseschriften (1864), abgesehen von den in das große Gebäude vermauerten wertvollen Bausteinen zur Religionsgeschichte des Ostens, restlos und mit aller Unbefangtheit preis. Sehr einleuchtend wird dieser schwere Fehlschlag nicht zuletzt daraus erklärt, daß Gobineau seinen orientalischen Beratern und überhaupt der orientalischen Denkweise zu stark nachgegeben habe, was sich vielleicht dahin erweitern ließe, daß der Orient noch beträchtlich über jene Zeit hinausden von Haus aus schon kräftigen Anteil der Phantasie an seinem ins Wissenschaftliche einschlagenden Arbeiten in bedenklichem Maße gesteigert hat. Ganz merkwürdig nimmt sich zwischen den beiden persischen Aufenthalten Gobineaus des französischen Regionalisten eifrige und trotz aller Abwesenheiten durch lange Jahre fortgesetzte Tätigkeit als Maire von Trye, an den Grenzen der Normandie, aus, dessen Schloß er angekauft hatte, und nicht minder seltsam berührt es, daß ihm in eben jenen Jahren die Aufgabe zufiel, an den entlegenen Grenzen Neufundlands die Interessen der französischen Fischerei zu wahren. Auch hier betont Schemann zutreffend Gobineaus reiche Aufnahmefähigkeit wie nicht minder seine ehrliche Freude am Ursprünglichen, Urwüchsigen.

In Gobineaus Athener Zeit (1864 bis 1868) erblickt Schemann den Gipfel seiner diplomatischen Tätigkeit, zugleich bereitet sich aber auch der Abstieg vor, teils weil trotz seiner geschickten Haltung in schwieriger Lage die ersuchte Beförderung nach Konstantinopel nicht erfolgen wollte, teils weil eben die Jahre von Athen den Grund zu Gobineaus späterem Vermögensverfall gelegt haben, für welchen den Ehrgeiz seiner Ehegährtin ein gut Teil der Verantwortung trifft. Wesentlich ist Gobineaus nunmehr erfolgende Rückkehr zur Poesie: von dem 1869 unter dem Titel „L'Aphwëssa“ erschienenen kleineren epischen

Dichtungen, die heute kaum mehr aufzutreiben sind, gibt Schemann einen so verheißungsvollen Begriff, daß ein Neudruck des Werks dringend erwünscht scheint; namentlich von dem „Capitulaire de St. Avit“, das die Schicksale eines französischen Klosters an der Hand einer ausgewählten Reihe scharf-umrissener Bildnisse seiner Äbte durch die Jahrhunderte verfolgt, gewinnt man den Eindruck, als handle es sich hier um eine Bekenntnisschrift von hoher Bedeutung. Aber auch ein neues Feld eröffnet sich Gobineau in Athen: er wird zum Bildhauer, dessen weitere Entwicklung durch anderthalb Jahrzehnte die Biographie mit großer Liebe verfolgt: Auf Grund meiner — freilich nicht Azufrischen — Erinnerung an die in Straßburg aufbewahrten Werke undn amanches, was bei Schemann wider Willen des Verfassers zwischen den Zeile steht, kann ich freilich die Vermutung nicht unterdrücken, daß zwischen den hohen Absichten des Bildners und ihrer Ausführung doch ein beträchtlicher Abstand geblieben sei. Stark sticht alsdann von Athen das Jahr auf dem entlegenen Posten in Rio de Janeiro (1869 auf 1870) ab, denn so hoch die Freundschaft des trefflichen Kaisers Dom Pedro für Gobineau anzuschlagen sein mag, für seine starken Entbehrungen und die schwere Schädigung seiner Gesundheit bot auch sie keinen hinreichenden Ersatz. So hält es denn auch schwer, aus Schemanns Analyse der merkwürdigen dorthin gehörigen Dichtung „Le Paradis de Béovulf“ etwas zu machen, die übrigens mit dem angelsächsischen Helden nichts zu tun hat, sondern in seltsamer Weise auf Dantes Spuren wandelt, und daß Rio den Abschluß der umfanglichen zweibändigen Perser-geschichte (1869) bringt, wirkt auch nicht gerade erhebend. Zwar wenn Scilliére die Sache so darstellt, als handle es sich dabei eben nur um die tollen Sprünge einer ausgearteten Phantaste, so wird davon genug abzubringen sein; auf richtigerem Wege war jedenfalls Wagner, den bei der Lesung „Gobineau oft mehr interessierte als die Perser“. Daß es sich trotzdem um ein gerade in seinen wissenschaftlichen Hauptpunkten durchaus verfehltes Werk handelt, bestreitet aber auch Schemann nicht.

Über Gobineaus Erlebnisse im Frankreich des Jahres 1870 und seine Stellung zu den Ereignissen hat sich Schemann im vierundsiebzigsten Jahrgang der „Grenzboten“ (Nr. 15 und 16) ebensowohl eingehend ausgesprochen wie über die leider unvollendete Schrift, in der er seine damaligen Ansichten und Erfahrungen niedergelegt hat. Es mag daher die Feststellung genügen, daß diese Erfahrungen ihn trotz aller gewissenhaften Treue, mit welcher er in schwerer Zeit die Interessen seines Vaterlandes wahrte, seinem Volke unheilbar entfremdeten. Aber auch sonst hebt sich seine letzte diplomatische Tätigkeit in Stockholm von dunklem Hintergrunde ab: als erster bringt Schemann reiches Material zu einer herben Familientragödie, der schroffen Trennung Gobineaus von seiner Frau und den Seinen, Licht und Schatten mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit verteilend, wobei die größere Last der Schuld aber doch auf die anspruchsvolle und bei aller Intelligenz innerlich verständnislose weib-

liche Hälfte fällt. Daß unter diesen Umständen das aufsteigende edle Freundschaftsverhältnis der Gräfin La Tour zu dem auch körperlich schwer leidenden und finanziell arg mitgenommenen Manne üblen Mißdeutungen ausgesetzt war, liegt zu sehr im Wesen der Welt, als daß man sich darüber verwundern dürfte. Eben jene schwere Spätzeit ist es aber, die gerade den Gobineau zeitigt, der in Deutschland vor allem Boden gefunden hat. 1874 tritt der eigenartige Roman „Die Plejaden“ hervor, in dem sich der individualaristokratische Gedanke neben den rassistokratischen stellt, 1876 „Die Asiatischen Novellen“, würdige Nachfolgerinnen der ausgezeichneten Souvenirs de Voyage von 1872, und 1877 endlich Gobineaus Meisterwerk, die Renaissance, welcher der Biograph eine besonders eingehende Würdigung zuteil werden läßt. Von seiner eigenen früheren Auffassung, als habe Gobineau, etwa im Sinne Wagners, in seinem Werk gleichsam über die Renaissancezeit zu Gericht gesessen, rückt Schemann dabei mit voller Unbefangenheit ab und rühmt statt dessen mit gutem Fug der Dichtung eben die Mischung von reiner Objektivität und eindringender Liebe nach, die Gobineaus gelehrte Werke oft so schmerzlich vermiffen lassen. Die verschiedenen Einwirkungen, insonderheit die von Vitets historischen Szenen La Ligue werden kundig und sicher aufgewiesen, und aus dem übrigen sei wenigstens noch die eine wesentliche Feststellung hervorgehoben, daß Gobineaus Werk früher fällt als seine wirkliche Kenntnis Italiens, ein Beispiel von kräftiger Intuition, das seinesgleichen suchen dürfte.

Auf die schroffe Verabschiedung Gobineaus im Jahre 1877 fällt viel neues Licht. Die inneren Gründe dafür liegen wohl in seiner ganzen Entwicklung seit 1870, unter den äußeren mag auch die 1876 mit dem Kaiser Dom Pedro und auf dessen Wunsch unternommene Reise nach Rußland und in den Orient eine Rolle gespielt haben, die, obwohl von dem Fürsten selbst gewünscht, in Paris als ein etwas seltsames Unternehmen für einen Gesandten verstimmt zu haben scheint. Gobineaus weiteres Leben, vorwiegend der Plastik geweiht, spielt sich in der Hauptsache auf italienischem Boden ab. Höchst beachtenswert ist dabei, daß weder in dem Mailänder Freundeskreis noch bei den Berührungen mit der internationalen Welt von Rom das französische Element irgendwie ernstlich in Betracht kommt. Dementsprechend läuft auch die Schrift über die Dritte Republik und ihren Wert (1877, Druck erst 1907) selbst in der Betrachtung der monarchistischen Parteien vorwiegend auf Negatives hinaus, demgegenüber der gegen Schluß von neuem auftauchende Provinzgedanke keine hinreichende Kraft besitzt, während die Arbeit über das Neugriechische Königreich aus dem folgenden Jahre (Correspondant 1878, Neudruck in Deux Etudes sur la Grece moderne 1905) die Neugriechen mit überraschendem Wohlwollen behandelt und seine beißende Ironie lediglich an die Verständnislosigkeit Europas verschwendet. Zwei kleinere Arbeiten weisen, namentlich für unsere Tage eindrucksvoll, auf die schwerdrohenden Gefahren des russischen und des mongolischen Ostens hin, und die seltsame Geschichte Ottar Karls — des norwegischen Wikings, in

welchem Gobineau mit handgreiflichster Unberechtigung seinen Ahnherrn zu erkennen glaubte — und seiner Nachkommenschaft (1879), vermittelt uns neben manchem anderen Lehrreichen besonders deutlich die Erkenntnis, daß die Germanenvorliebe des späten Gobineau mit einer wachsenden Abneigung gegen das sogenannte Lateinertum Hand in Hand ging. Überhaupt tritt das Anthropologische in diesen Schriften der letzten Zeit wieder stark hervor.

Auf den immer einsameren Weg des alternden Dichters und Denkers fällt gegen Ende noch einmal ein heller Schein dank der Verbindung mit Richard Wagner, die in den beiden Bayreuther Aufenthalten Gobineaus gipfeln und denen sich zwei Besuche auf Schloß Chaméane in der Auvergne bei der Gräfin La Tour zur Seite stellen. Alsdann überrascht der Tod den Nimmermüden in erschreckender Einsamkeit; zum Sterberaum wird ihm 1882 ein Gasthofszimmer zu Turin, das er als Durchreisender bezogen hatte.

Sehr feinsinnig ist es, daß Schemann die Würdigung von Gobineaus letzter gewaltiger Dichtung erst seinem Ende folgen läßt; bedeutet doch der *Amadis* (1887) eine Art Vermächtnis seines Verfassers, der hier noch einmal seinen raffischen Lieblingsgedanken und seinen düsteren Zukunftsbahnungen künstlerischen Ausdruck leiht. Ewig schade, daß dieses Bekenntnis eines heldenhaften Pessimismus in Frankreich keine Gegenliebe und in Deutschland keinen vollwertigen Übersetzer finden will. Um so dankenswerter sind aber Schemanns gründliche und feinsinnige Ausführungen über das Werk, die nicht nur Fragen wie etwa die nach dem Verhältnis zum spanischen *Amadis*-Roman erfreulich klären, sondern auch dem Gedankengehalt und der nicht immer einwandfreien Formgebung reichlich gerecht werden. Ob freilich jeder die unverkennbare Vorliebe Schemanns für den ersten, bereits 1876 hervorgetretenen der drei Teile sich zu eigen machen wird, will mir fraglich scheinen. Ich meinerseits möchte jedenfalls gerade den Partien, in welchen der Verfasser, alte Bande der Überlieferung sprengend, die alte Fabel vollbewußt zum Ausdruck seiner Weltansicht macht, trotz alles dessen, was Schemann „gewollte Unwirklichkeit“ nennt, ganz ungleich höher bewerten. Zu so kühnen Höhen sich Gobineaus Phantasie hier auch versteinen mag, sie bleibt immer zwingend und überzeugend.

Auf den Schluß der Biographie, eine überaus kundige und tief eindringende Gesamtwürdigung Gobineaus unter den verschiedensten Gesichtspunkten, näher einzugehen, verbietet leider der Raum. Demnach nur noch ein kurzes Schlußwort. Fritz Friedrich, der uns 1906 einen Band ungewöhnlich klarer und besonnener Studien über Gobineau beschert hat, hat gelegentlich an anderer Stelle in bezug auf seinen Helden den Ausdruck getan: „Vielleicht kommt noch die Zeit, wo man von ihm, wie heute von Schiller, sagen wird: Das Allerschönste, was er uns geschenkt hat, ist doch sein Leben gewesen.“ Ich glaube Schemann kein besseres Lob spenden zu können, als daß diese Zeit mit seiner Biographie angebrochen ist.